

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 40.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Kaufsky.

(13. Fortsetzung.)

In der einen Profzeniumsloge saß der französische Gesante mit noch zwei Herren; in der andern, ihm gegenüber, der blasse deutsche Graf und sein steter Begleiter, der kleine, rundliche Herr v. Bennwitz. Hellenbach erschien bei ihnen, plauderte eine Minute und trat wieder hinaus. Er war, von einer nervösen, unruhigen Geschäftigkeit hin und hergetrieben, der Ueberall und Nirgends. Im Logengange begegnete er einigen Journalisten. Die öffentliche Meinung schien heute, im Gegensatz zu andern Debüts, vorzüglich disponirt, sie zeigte weder in Bedenklichkeit hinaufgezogene Augenbrauen, noch kritisch geschwungene Nasenflügel, sie beteuerte mit aller Zuversichtlichkeit, daß alles brillant gehen werde und daß „sie“ „durchschlagen“ werde. Der Baron promenierte mit einigen von ihnen Arm in Arm, plaudernd, im Logengange auf und nieder und enteilte dann nach einem kleinen Pfortchen am Ende des Ganges, das verschlossen war und an das er kräftig pochte. Es wurde ihm geöffnet und der Teatercerberus machte ihm, als dem Cicisbeo der Primadonna, ein tiefes Kompliment und ließ ihn ungehindert hinter die Kulissen dringen. Diese wurden soeben gestellt und die Teaterleute ließen ihn und her, die Versezungen auf die Bühne tragend und sie mit Borern befestigend. Der Maschinist, der mit der dekorativen Ausstattung von Stadt zu Stadt reiste — die italienischen Teater haben außer einigen Hausdekorationen gewöhnlich geborgte Ausstattung — schrie gegen den Schnürboden hinauf und verhandelte mit den Arbeitern in der Höhe. Die Rückwand der Dekoration wurde herabgelassen und wieder hinaufgezogen, um aufs neue herabgelassen zu werden.

Dazwischen trat der Chor und die Statisten, Damen und Herren, auf die Bühne und es bildeten sich Gruppen. Sie wurden von dem Inspizienten gemustert, ob sie ihre Kostüme, meist altes, abgefeztes Zeug, auch richtig angelegt und ob alles an ihnen in Ordnung sei. Auch für die Solisten war das Glockenzeichen gegeben worden, das ihnen den Beginn der Vorstellung anzeigte. Die Ouvertüre begann. Fast alle Beschäftigten, die Primadonna ausgenommen, die erst nach der Verwandlung aufzutreten hatte, waren auf die Bühne gekommen; man plauderte und lachte, und wenn die Stimmen auch etwas gedämpft wurden, so waren die Gesten nur umso lebhafter.

Der Regisseur stand den Rücken gegen den Vorhang gewendet und arrangierte und gab die letzten Befehle. Der Requisiteur mit zwei Dienern lief hin und her, um die Befehle auszuführen und alles herbeizuschleppen. Der Souffleur kam mit seinem Buch und sprang

in den Kasten. Indes ging der Impresario, die Hände in den Taschen, mit gewaltigen Schritten, aufgeregter Miene und rollenden Augen, schimpfend, fluchend, spuckend auf und nieder. Er schreit die Arbeiter, die Statisten und die Choristen an, und alles ist ihm zu langsam, — zu ungeschickt, — und er könne das nicht brauchen und er werde sich andre Leute engagiren, — und er trifft Anordnungen, die schon längst getan, und gibt Befehle, um die sich niemand kümmert. Diese unnötige und prozige Wichtigkeit pflegt ein Charakteristikum aller Teaterunternehmer zu sein, und die untergeordneten Mitglieder müssen sich dies eben gefallen lassen.

Hellenbach war nach der Garderobe geeilt, nur einen Augenblick wünschte er Elvira zu sehen, um sich nach ihrer Disposition zu erkundigen; er wurde nicht angenommen, und jetzt kam er auf die Bühne und ward von dem Impresario mit einem Freudenruf und der süßlichsten Liebenswürdigkeit begrüßt. Eugen schien in alles eingeweiht, mit allem vertraut. Und er schüttelte den Sängern die Hände und scherzte mit den Damen und erlaubte sich kleine Freiheiten, die man allerliebste fand, très chic, und über die alle lachten.

Jetzt ist die Ouvertüre zu Ende.

„A place!“ schreit der Regisseur und er patst in die Hände. Alles flüchtet nach allen Richtungen von der Bühne, die Klingel des Souffleurs ertönt, der Vorhang get langsam in die Höhe.

Während des Vorspiels in Fausts Studirzimmer und auch in der folgenden Verwandlung, solange Margareta nicht auftrat, herrschte im Hause die größte Unruhe. Im Parket und in den Logen unterhielt man sich ganz laut und in ungenirtester Weise. Man sah garnicht nach der Bühne, man machte sich gegenseitig Besuche und in einigen Logen wurde sogar nach den Karten gegriffen. Eine einzige Loge im Parterre war bisher leer geblieben, jetzt, kurz vor dem Auftreten der Bianca, traten Alfred mit seiner Frau und Fritz in dieselbe.

Das ganze Auditorium blickte nach den späten Ankömmlingen. Marie erschraf vor all den neugierigen Augen und trat erötend in den Fonds der Loge zurück; aber Alfred bedeutete ihr, sie möge vorn plaznemen, und er setzte sich dicht neben sie, indes Fritz sich rückwärts in ein Fauteuil geworfen. Marie sah in dem schwarzen Spizenschleier, der über das dunkle Haar gesteckt war und das schmale, feine Gesichtchen umgab, wie eine echte Venetianerin aus, und sie hatte auch die sammelartigen, schmachtenden Augen einer solchen.

De Rita flüsterte diese Bemerkung seiner Frau zu, Elena aber zuckte in spöttischem Mitleid die vollen, entblößten Schultern. „Sie siet nicht immer so günstig aus, o, ganz im Gegenteil,“ erwiderte sie.

Auch Juanna hatte einen langen, beobachtenden Blick auf Frau Depauli geworfen. Sie hatte anfänglich einige Sympathie für sie gehabt, späterhin machte sie sie für das Unbesriedigtsein ihres Mannes verantwortlich; heute tat ihr ihre Schönheit fast wehe, sie wußte selbst nicht, warum. Alfred plauderte mit Fritz; er warf ihm vor, daß er ihn heute noch kaum zu sehen bekommen, und er fragte ihn hierauf, ob er den beabsichtigten Besuch bei Elvira gemacht habe. Fritz versicherte, daß er gegen Mittag in ihr Hotel gekommen, sie aber nicht zuhause getroffen habe, da sie nach dem Lido gefahren wäre, und so habe er nur seine Karte zurückgelassen.

„Warum bist du nicht ebenfalls nach dem Lido gekommen?“ fragte Alfred.

Fritz lachte. „Da wäre wieder einmal einer zuviel gewesen, wie gestern am Markusplatz.“

Jetzt ging eine allgemeine Bewegung durch den Saal. Alles flüsterte, wendete sich der Bühne zu und nam die Operngläser zur Hand. „Durch diese Straße hier seh ich Margarete,“ hatte Siebel gesungen.

Mariens Herz begann stürmisch zu klopfen. Sie erfaßte die Hand ihres Mannes und hielt sie fest, als bedürfe sie dieses Haltes in ihrer Aufregung und Angst.

Und jetzt trat Elvira auf und wurde mit einem stürmischen Applaus empfangen. Margarete hat in der Oper in dieser Szene, ganz wie im Drama, nur über die Bühne zu gehen und Faust, der sich ihr nähern will, mit den bekanten Worten abzuweisen. Aber schon ihre Erscheinung allein hatte die lebhafteste Sympathie und Bewunderung erregt. Alle Anmut, all' der Liebreiz von Jugend und Unschuld schien über diese schlante Mädchengestalt ausgegossen, und der Ton ihrer Stimme klang silberhell und rein und die Worte so deutlich und einfach, und das Ganze so herzbezwingend. Alles lauschte entzückt. Und sie war schon wieder abgegangen und alles saß noch wie in einem Banne befangen. Als der Vorhang fiel, erscholl ein lautes Rufen nach der Sängerin, dem sie aber nicht Folge leistete. Sie wollte den Beifall nach den wenigen Takten, die sie gesungen, nicht auf sich beziehen.

Aber in der Gartenzene, die den ganzen zweiten Akt ausfüllt, konnte sie das Publikum in allen ihren Vorzügen als Sängerin wie als Schauspielerin kennen lernen, und sie bot in der Tat eine bewundernswürdige Leistung. All' die wechselndsten Empfindungen dieses reinen Naturkundes brachte sie in der herzlichsten Unmittelbarkeit zum Ausdruck, und für das erste Aufdämmern von Liebesweh in diesem jungen Herzen und die noch schwächerne Sehnsucht nach dem hohen, herrlichen Manne fand sie die warsten, rührendsten Töne, die in der Szene mit Faust zu heißer Leidenschaftlichkeit sich steigern und mit dem „Er liebt mich! Ach!“ in einen inbrünstigen Jubelruf übergehen.

Nach diesem zweiten Akte ward ein Sturm von Beifall entfesselt und sie mußte wieder und wieder erscheinen und sich dankend verneigen. Man rief ihr zu, man winkte ihr zu, sie hatte alle Herzen sich im Sturm erobert. Und diese Ovationen, die das Publikum hier darbrachte, sie wiederholten sich hinter den Kulissen, wo Eugen ihr die Hände küßte und die Kleider, wo der Impresario, die Hand aufs Herz gelegt, seinen Glückwunsch und seine Ergriffenheit äußerte und all' die übrigen huldigend sie umstanden und umflüsternten.

Alfred hatte sich mit einem stolzen Lächeln seiner Frau entgegeneneigt, die dies Schauspiel dermaßen aufgereggt hatte, daß ihr das Weinen nahe war, und er drückte ihr die Hand. „Unsre Elvira feiert einen herrlichen Triumph,“ sagte er, „aber wir wollen zu ihr auf die Bühne, wir, die ihr am nächsten stehen, wir müssen sie doch beglückwünschen.“

„Ja, ich will hinauf,“ sagte Fritz, wie aus einem Traum erwachend und emporjarend. „Mich verlangt's, die ganze Herrlichkeit in der Nähe zu sehen, damit ich's inne werde, daß das alles nur Komödie ist.“ Er lächelte. „Ich will mich unter diesem Wölkchen wieder ernüchtern.“ Er wendete sich der Logentür zu, auch Alfred war aufgestanden.

„Du gehst doch mit, Marie?“ fragte er.

„Ich soll da hinauf auf die Bühne, Alfred? Ich soll mich an die Geseierte drängen, die gewiß von allen Seiten in Anspruch genommen ist, — wie könnte ich das?“

„Du bist die Schwester.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich möchte nachhause, Alfred; ich bin etwas beunruhigt. Mitten in meines Herzens Freude über Elvira's herrlichen Gesang erwachte die bange Sorge um das Kind. Wenn es nur schläft, — aber wenn es erwachte und nach mir rief, — nein, Alfred, ich kann nicht länger bleiben, ich hätte doch keine Ruhe mehr.“

„Welcher Einfall und welche Einbildungen!“ sagte er verbrießlich. „Das Kind schläft gewiß und nun sollen wir fort, aber Elvira's Leistungen interessiren mich wahrlich viel zu sehr, als daß ich dir zustimmen könnte.“

„Du kannst gleich wieder umkehren, füre mich nur die Gänge entlang, ich fürchte, allein mich zu verirren.“

„Es ist also dein Ernst?“

„Es ist das erstemal, daß ich das Kind allein gelassen,“ sagte sie in bittender Entschuldigung.

„Dann komm,“ sagte er und er hing ihr die Mantille um und öffnete die Tür.

Fritz war ihnen bereits voraus und auf die Bühne geeilt.

Alfred gab seiner Frau den Arm und führte sie durch die erleuchteten Gänge nach dem Foyer, wo ein Teil des Publikums sich zusammensand, und von da auf die Freitreppe, wo man nach dem Kanal hinabstieg. Es war eine herrliche Rainacht, weich und lind, und doch im Verhältnis zu der Schwüle des Saals erfrischend kühl. Marie atmete unwillkürlich auf, als sie jetzt heraustrat. Eine Unmasse von Gondeln waren hier aufgestellt, und als die Gondoliere der beiden ansichtig wurden, boten sie ihre Fahrzeuge gleichzeitig und in den schmeichelndsten Lauten an. Alfred winkte einem ihm wolbekanten Gondolier heran und bat Marie, einzusteigen.

Sie war einige Stufen hinuntergestiegen und lehnte sich plötzlich wie im Schwindel an seinen Arm.

Er beugte sich besorgt zu ihr nieder. „Was ist dir?“

„Ach,“ meinte sie leise und lächelnd, aber mit etwas gepreßtem Atem, „ein so großes allgemeines Entzücken in einem so engen Raume und in so kurze Zeit zusammengedrängt, das greift doch an, ich fühle mich ganz schwach.“

„Soll ich dich nachhause führen?“ fragte er.

„O nein,“ entgegnete sie rasch, „gewiß nicht, es war nur so eine kleine Beunruhigung im Herzen, — ein Druck, — ich bin eben solche Aufregungen nicht gewöhnt. Du kehrest sogleich zurück; meine schwesterliche Eitelkeit könnte es schon nicht dulden, daß du Elvira nicht zu Ende gehörest, und sie selbst würde es dir vielleicht nicht verzeihen.“

„Und wird sie dein Fortgehen nicht ebenfalls sonderbar finden, o, ich begreife wirklich nicht —“

Marie stand auf der letzten Stufe, zu der die Gondel ganz nahe herangefahren; schon im Begriff, den Fuß zu heben, blickte sie ihn noch einmal an, herzynig und ein wenig schelmisch: „Geh, Elvira wird's vielleicht nicht verstehen, aber du bist Vater, du mußt's begreifen.“

Sie war in die Gondel gesprungen und lehnte sich in das weiche Kissen. Er nickte ihr zu; der Gondolier wußte schon, wohin er sie zu führen hatte, und Alfred kehrte wieder in das Theater zurück. Er wollte auf die Bühne, aber da die Bal der Anbeter, die es drängte, der Primadonna ihre persönlichen Huldigungen darzubringen, anzuwachsen drohte, so war der strengste Befehl ergangen, niemanden mehr einzulassen.

Alfred kehrte um, er ging den Bogengang zurück und trat nach einigem Besinnen in die Loge der de Vita's ein. —

Marie erschienen die wenigen Minuten, die sie unterwegs war, entzücklich lange. Die Sehnsucht nach dem Kinde war übermächtig geworden, und die bange Sorge, es könnte ihm etwas geschehen sein, wurde zur Marter. Auch hier arbeitete eine lebhafteste Einbildungskraft und schuf Schreckbilder. Ihr Herz klopfte immer stärker und ihre Pulse flogen. Aber niemand sah dies und niemand rührte dies. Endlich hatten sie den Palazzo erreicht. Die Gondel legte an, sie sprang heraus. Das Gittertor war offen geblieben, wie immer, wenn noch jemand im Hause erwartet wurde, und sie stürzte die dunkle, von keinem Licht erhellte Treppe hinauf. Sie nam den Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit zitternden Händen und nicht ohne Mühe die große Eingangstür. Als sie sich in der Sala befand, horchte sie, — schrie das Kind nicht? Nein, es war alles ruhig. Und jetzt beängstigte sie plötzlich wieder diese Ruhe. Wenn dem Kinde etwas zugestoßen wäre — wenn es tot wäre! Sie wollte, sie mußte sich einen Augenblick gegen die Wand stützen, dann, alle Kraft sammelnd, sprang sie gegen die Tür und öffnete diese.

Eine kleine Dellampe brante in dem übergroßen Gemache und vermochte es nicht zu erleuchten. Es war so ruhig hier, so beängstigend still und so dunkel. Ihre Augen vermochten keinen der hier befindlichen Gegenstände zu unterscheiden, alles ward unfassbar und verlor sich ins Unbestimmte, aus dem allein die verblichenen gelblichen Gestalten der Wanddekoration deutlicher sich heraus hoben und der Eintretenden sich zu nähern schienen. Marie kante diesen optischen Spuk, aber heute schauderte sie davor zurück. Mit klopfendem Herzen huschte sie dem Plaze zu, wo die Wiege zu stehen pflegte. Da war sie auch, aber kein Atemzug drang ihr entgegen, — war ihr Kind denn auch darin? Sie bückte sich rasch, sie fiel auf die Knie; ihre Hände, die den Augen allein nicht trauen mochten, tasteten nach den weichen Polstern, — da lag ihr Kind, es schlief. Sie fühlte seine warmen Händchen und jetzt den süßen Atem, der der kleinen Brust entstieg, — es schlief so sanft, so gut, — ihr Herz strömte über in seliger Mutterfreude. Sie hätte das kleine Ding an sich drücken, es küssen mögen, aber sie durfte es nicht wecken, sie wollte es nicht, und so bezwang sie sich.

Sie erhob sich und ihr Blick suchte die Wächterin, die sie hier zurückgelassen, Domenika. Ah, sie bemerkte sie dort am Fenster, sie saß auf einem Stuhl; ihr Kopf, über den einen Arm gelegt, ruhte auf dem Fensterbrett; auch sie war eingeschlafen. Marie trat nahe an sie heran. Eine Unmasse von Drangenshalen lag auf dem Brette umher, — woher hatte sie die Früchte erhalten? Und mit was hatte sie denn da die linke Hand umwickelt, die mit dem gestreckten Arm schlaff herabhing? Hatte sie sich verwundet? Ach nein; Marie hatte näher hingesehen, es war ein grober, vollener Strumpf, von dem sie den Fuß über ihre Hand gezogen, eine Nadel glänzte daraus hervor, — sie stopfte ihn also? Marie war erstaunt, fast gerührt; das hatte ja Domenika noch nie getan, es war ihr noch nie eingefallen, sich ihre Strümpfe zu stopfen; — aber wie mochte das nur aussehen? Es war eine lachende, gutmüthige Neugier, die Mariens Augen ganz nahe an diese Arbeit brachte. Aber da sah sie, daß dies gar kein Strumpf, sondern ein Socken war, ziemlich hoch hinaufreichend, wie ihn die venetianischen Arbeiter tragen. Das tat sie für Cencio also! Und er hatte ihr dafür wol die Drangen gebracht. Aber Cencio sollte nicht heraufkommen, wenn sie nicht zuhause war, das wollte sie ihm verbieten; sie war recht unzufrieden mit Domenika's Aufführung, und jetzt hätte sie doch bald hell laut aufgelaßt; sie hatte bemerkt, wie die Kleine die Löcher in diesem Socken keineswegs zugestopft, sie hatte nur ihre Hände umsäumt, damit sie nicht weiterreißen könnten. Ja, das entsprach ganz ihrer Trägheit. Sie betrachtete sie eine Weile fast mitleidig und dann erwachte die Dankbarkeit für das gute Mädchen, das hier, ganz in der Nähe des ihm anvertrauten Kleinods geliebt und entschummert war. Domenika würde das Kind vernemen, sobald es nur seine Stimme erhob. Aber das war garnicht zu erwarten, es schlief so fest, und die Stille und die milde Lust, die durch das Fenster strömte, begünstigten seinen Schlummer. Der Gedanke kam ihr, wieder ins Theater zurückzukehren. Sie war keineswegs unempfindlich für die Triumphe ihrer Schwester, und wie würde sich Alfred freuen, wenn sie in die Loge zurückkäme, — es war ihm ja nicht recht gewesen, daß sie gegangen war. Sie beschloß, diesen Gedanken auszuführen. Sie warf noch einen Blick auf Domenika, die sich nicht rührte, schickte eine Kuffhand ihrem Kinde zu und entschwebte ebenso leise, ebenso unhörbar, wie sie gekommen. Sie lief bis zur Ueberfur, wo sie nur einen Soldo zu bezahlen hatte, und einmal über dem Kanal, nam sie ihren Weg durch die kleinen, winkligen Gäßchen, die still und menschenleer waren und wo alles Lebendige zur Ruhe gegangen schien. Sie sah die Kapelle San Fantino vor sich und war bald vor dem Theater, das von dieser Seite aus kaum seine Bestimmung erraten ließ, angelangt. Sie war so schnell gegangen, daß ihr heftig klopfendes Herz ihr

gebot, einen Augenblick stille zu stehen, um frisch Atem zu schöpfen. Der Plaz vor dem Theater war von zwei Laternen nur spärlich erleuchtet; keine menschliche Seele war zu erblicken und man hörte nichts als das leise Anschlagen der steigenden Fluten gegen die Fundamente.

Marie lehnte sich mit dem Rücken an einen Pfeiler, nahe der offenen Thür, die nach einem Korridor und durch diesen in das Innere des Theaters führte. Sie richtete ein wenig an dem Tuch, das durch den hastigen Gang verschoben worden, und wollte soeben eintreten, als die Stimmen zweier Männer ihr aus dem Korridor entgegenschallten.

Marie, in ihrer Schüchternheit, wollte ihnen nicht in dem engen Raum begegnen, sie wollte ihr Herauskommen abwarten, und um nicht gesehen zu werden, stellte sie sich tiefer in den Schatten des Pfeilers, wo sie in ihrer dunklen Kleidung ganz mit demselben zusammenging.

Einer der Herren war mit einiger Hast aus der Thür getreten, der andre folgte ihm auf dem Fuße, und nach seiner Geberde schien es, als wolle er ihn zurückhalten. Marie hatte die beiden in dem Augenblick, als das Licht der Laterne auf sie fiel, erkannt. Der erste war der Sizilianer, Juanna's Bräutigam, der andre Signor de Vita.

„Du willst wirklich fort?“ rief Tomaso in fast ängstlicher Weise. „Ja,“ entgegnete der andre, heftig und schroff das kurze Wort heraufstoßend.

„Oue in unsre Loge gekommen zu sein?“

„Er ist darin, was sollte ich da?“

„Du bist eifersüchtig?“

„D, ich werde es bald nicht mehr sein!“ Der junge Sizilianer lachte laut und gellend auf, und mit dem Fuß den Boden stampfend, tat er einige Schritte über den Plaz.

Tomaso eilte ihm nach und faßte ihn unter den Arm, er schien ihm zuzureden, er wollte ihn beruhigen.

Ernesto schüttelte nur ungeduldig den Kopf, als wolle er nichts hören. Sie waren wieder zurückgekommen und sie standen jetzt dicht vor Marie, und diese konnte jedes Wort des leiser gefürten Gesprächs vernemen.

„Du bist es, der diese Verstimmung herbeigeführt hat; du hast drei Tage vergehen lassen, ohne deine Braut zu besuchen.“

„Sie hat mich gereizt, verhöhnt, aber sie weiß es wol, daß ein Wort von ihr genügt, um mich zurückzuführen.“

„Komm in die Loge, es ergibt sich da die beste Gelegenheit, euch zu versöhnen.“

Der Sizilianer entriß sich ungestüm dem Arm des Freundes und rief lauter: „Ich will nicht, ich will nicht diesem Depauli begegnen, — dem verfl— Deutschen, ich will ihn überhaupt nicht mehr zwischen ihr und mir finden.“

„Was kannst du ihm vorwerfen, sein Benemen ist tadellos.“

„Tadellos — so?! Du wirst es also erst zu tadeln finden, wenn er Juanna ganz für sich gewonnen hat und diese eines Tages dir erklärt — mir erklärt, sie wüschte frei und unabhängig zu sein und es beliebe ihr, mit ihrem Kollegen in die weite Welt zu gehen?“

Die Frauengestalt in der dunklen Ecke zuckte erschauernd zusammen.

„Was fällt dir ein,“ rief Tomaso in gleichfalls erregter Entgegnung, „Alfred ist verheiratet.“

„Verheiratet, haha, verheiratet! Als ob das jemals einen Mann gehindert hätte, eine andre zu lieben; und seine Gattin, warlich, in ihrer Einfalt und Beschränktheit, dürfte vielleicht das geringste Hinderniß sein.“

Vita klemte im Verdruß den langen Schnurrbart zwischen die Zähne. „Du irrst dich, Depauli spricht mit Achtung von ihr und er hat es wie oft gesagt, niemals könne er diesem guten, hingebenden Geschöpf ein Weh bereiten.“ (Fortsetzung folgt.)

Universitätsleben und Universitätsfreunde.

Eine Erinnerung von J. D. S. Temme.

(5. Fortsetzung.)

Als der dritte unsrer bonner Freunde, die mit uns nach Marburg gingen, sei Romeo Maurenbrecher genant. Er erwarb sich später einen Namen als Staatsrechtslehrer und starb als Professor in Bonn oder — ich weiß es nicht mehr genau — in Königsberg. Er war so recht, was man einen „patenten Burischen“ nent. Hoch-

gewachsen, eine ebenso kräftige wie elegante Gestalt, hielt er sehr auf sein Aeußeres, ohne eitel oder ein Pedant zu sein. Für einen Pausanten wie geschaffen, suchte er dennoch nie Streit; nie ging er aber auch einem Duell, das sich ihm darbot, aus dem Wege. Auf der Mensur konnte man keinen ruhigeren und eleganteren Schläger sehn.

Mein lieber Freund Striethorst sei der vierte und letzte, den ich nenne. Er war ein Westphale, gebürtig aus Rheine im Marburg; zwei Landsmannschaften, die der Hessen und der Rheinländer (Rhenanen), und eine Burschenschaft. Die beiden Lands-

Sie sind alle tot, unsre bonner und marburger Freunde — von Harthausen muß ich es nach allem annehmen. Nur der Prinz Bentheim und ich sind noch am Leben, er (jetzt Fürst zu Bentheim) in seinem vierundachtzigsten, ich in meinem dreiundachtzigsten Jahre.

Warum wir sechs nun nach Marburg gingen?

Der Prinz und ich waren auch in Bonn seiner studentischen Verbindung beigetreten; wir hatten uns, wie in Heidelberg, zu dem Westphalenforps gehalten. Wie das Studentenleben in Bonn überhaupt das lebenswürdigste und angenehmste war, so war dies namentlich auch der Fall in Beziehung auf das Verhältnis der verschiedenen Verbindungen zu einander; insbesondere der Landsmannschaften zu den Burschenschaften. Nun war bekant geworden, daß auf den meisten andern deutschen Universitäten ein gradezu umgekehrtes Verhältnis bestehe, und daß dadurch namentlich auf der Universität Marburg Zustände herbeigeführt seien, die dem deutschen Studentenleben zur tiefsten Schmach gereichten. Das wurde auch in unserm Kreise besprochen, und auf einmal war der Gedanke aufgetaucht und ausgesprochen:

Nach Marburg! Wir stellen dort andre Zustände wieder her!

Wer es zuerst aussprach, ich weiß es nicht mehr. Mir stiet vor, Borchard war es. Der Gedanke entsprach ganz seinem Charakter.

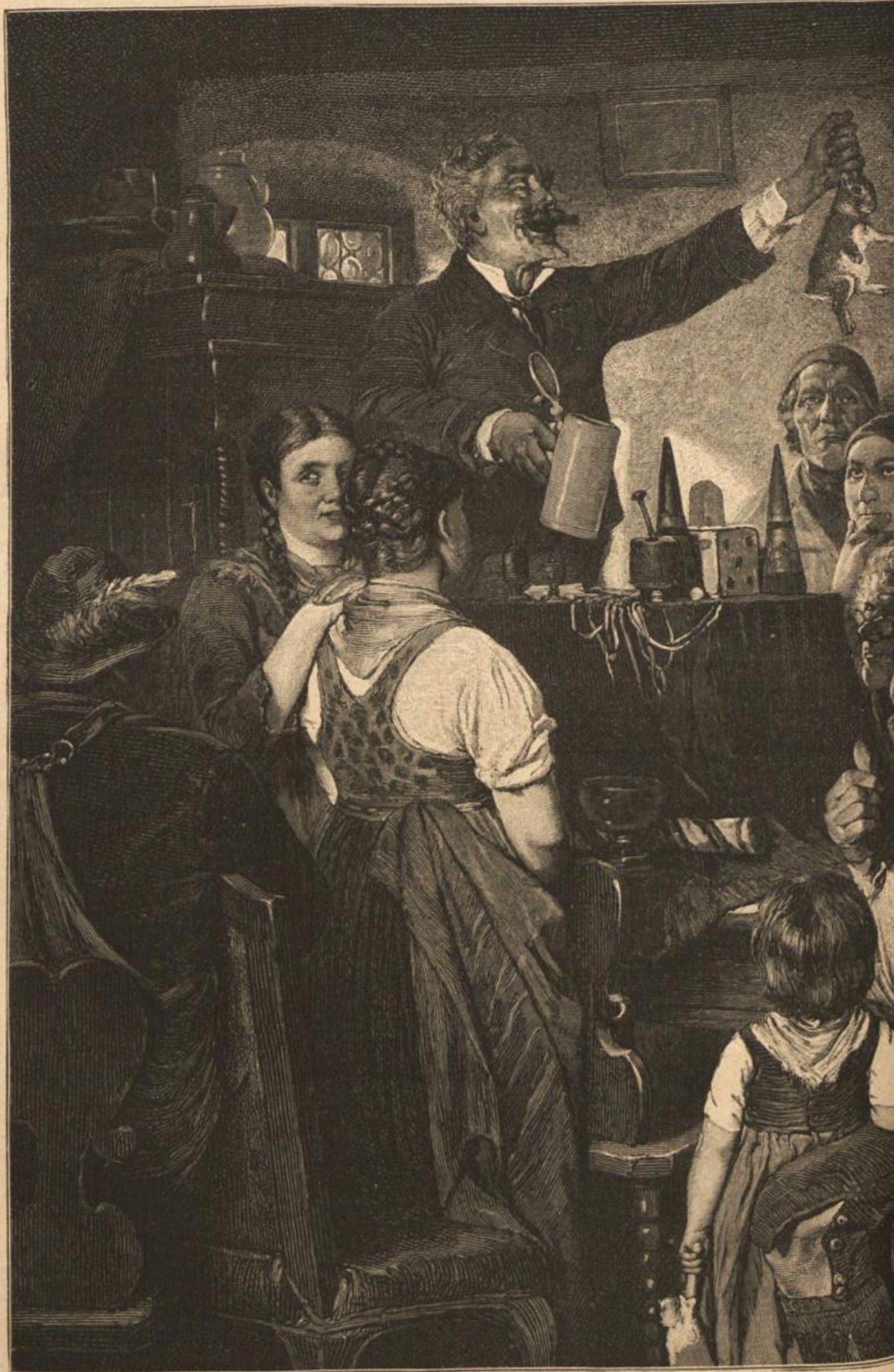
Unter uns hatte es sofort gezündet.

Wenige Tage darauf waren wir alle in Marburg.

Wir fanden dort allerdings sonderbare Zustände und — sofortige Arbeit.

Die Zustände waren folgende.

Es existirten drei studentische Verbindungen in



manschaften gaben der Burschenschaft, die Burschenschaft den beiden Landsmanschaften keine „Satisfaktion“; dafür standen sie gegen-

seitig „auf Holzcoment“; das heißt, wenn sie sich beleidigt hatten oder sonst mit einander in Streit gerieten, so machten sie ihre

Sache mit dem Stock aus, und es handelte sich dann nicht mehr bloß um den besondern Streit, der ursprünglich zwischen den zwei oder drei Gegnern stattgefunden hatte; zwei große, feindliche Parteien standen jetzt einander gegenüber, die Landsmanschaft, welcher der eine, und die Burschenschaft, welcher der andre Gegner angehörte, und sie standen sich gegenüber und überfielen sich gegenseitig mit — Stöcken. Ihr Kampf war die gemeinste Prügelei des gemeinsten Straßenpöbels.

Und solche Prügeleien fanden fast jeden Abend in den Kneipen, auf den offenen Straßen statt. Die Polizei kümmerte sich nicht darum, ihr war ja nicht die Ehre der Studirenden anvertraut; sie hatte nur darauf zu achten, daß diese sich nicht — auf der Mensur ein par Schmarren beibrachten.

Wie war der Roheit, der Gemeinheit zu steuern? Wir erfannen ein einfaches Mittel.

Einer von uns mußte mit einem Burschenschaftler Streit suchen, diesen auf Schläger fordern!

Wer war bereitwilliger dazu, als der Brave der Braven, Freund Striethorst?

Er get in ein Kaffeehaus, in welchem die Burschenschaft verkehrt; er siet sich die Anwesenden an, um einen auszusuchen, mit dem er anbinden möge. Zu dem Augenblick erhält die Gesellschaft Zuwachs. Der Neuangekommne, eine große, kräftige, „forsche“ Gestalt, wird von den Anwesenden mit Jubel begrüßt.

„Wo warst du solange? Woher kommst du?“ wird er gefragt.

„Aus Westphalen, dem Lande der Schinken und Bürste!“ antwortet er, und er antwortet es in dem schärfsten, oder, wenn man will, plattesten und breitesten westphälischen Dialekt, der namentlich das Sch wie ein St ausspricht.

Sofort siet Freund Striethorst vor ihm.

„Wie können Sie sich unterstehen, meine Heimat Westphalen zu verhöhnern?“

Der andre siet ihn verwundert an: „Aber ich bin ja selbst Westphale!“

„Ein dummer Junge sind Sie!“

Sie tauschten ihre Namen aus.

Von Röder hieß der Gegner Striethorsts, ein Westphale, wenn ich nicht irre, aus dem Paderbornischen. Er war eine tüchtige, kernige, westphälische Natur.

Er ließ noch an demselben Tage Striethorst fordern, auf Schläger, nach marburger Comment. Seine Forderung wurde natürlich angenommen.

Daraus entstand eine Schwierigkeit, auf die wir gerechnet hatten.

Wir hatten von Bonn nach Marburg keine studentischen Waffen mitgebracht. Einen neuen vollständigen „Paukapparat“ uns anzuschaffen, war einerseits ein sehr kostbares Ding, konnte andererseits erst nach längerer Zeit ausgeführt werden. Es blieb uns also nichts übrig, als von einer der in Marburg bestehenden Verbindungen uns Waffen zu borgen.

Es bestanden drei Verbindungen in Marburg, die Burschenschaft und die beiden Landsmannschaften der Hessen und Rheinländer. Bei der Burschenschaft, unsern Gegnern, konnten wir selbstverständlich nicht borgen. Wir wankten uns an die Hessen, mit deren Senior ich schon vorher durch einen Zufall bekannt geworden war; von Dittfurth war der Name dieses Seniors der Hessen. „Der lahme Dittfurth“ wurde er genannt. Er lahnte. Er war dennoch der flotteste Student, der mutigste und gewanteste Schläger! Ich suchte ihn auf; ich traf ihn schon auf dem Wege zu mir. Striethorsts Rencontre mit dem Herrn von Röder war bekannt geworden, war ein Ereignis für die marburger Zustände.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen!“ redete er mich an.

„Und ich suchte Sie auf.“

„Wegen der Paukerei Striethorst mit Röder? Sie wollen wirklich den Burschenschäftlern Satisfaktion geben?“

„Gewiß!“

„Aber diese Leute sind für uns nicht satisfaktionsfähig!“

„Aber für uns, Dittfurth! Und ich wollte Sie um Ihre Waffen bitten.“

„Gegen die Burschenschäftler? Es ist nicht möglich!“

„So fare ich noch heute nach Gießen und hole mir Waffen von den dortigen Hessen.“

Er hatte darauf eine Einwendung, deren Gewicht für den Augenblick mich in einer Weise überraschte, daß ich noch heute, wenn ich daran zurückdenke, über mich lachen muß.

„Die gießener Klingen“, sagte er, „sind um einen starken Zoll länger, als die marburger!“

Wie gesagt, ich war verduzt und ich mußte mich besinnen, bis ich ihm antworten konnte, wir würden die gießener Klingen zu der Kürze der marburger abschleifen lassen.

Er kam dann auf das zurück, was er schon angedeutet hatte, und der brave Dittfurth war jetzt seinerseits verlegen.

„Wenn Sie“, hatte er mir zu erklären, „wenn Sie den Leuten Satisfaktion geben, so können wir Ihnen keine Satisfaktion mehr geben.“

Ich war auf den Einwand gefaßt.

„Lieber Dittfurth“, fragte ich, „geben Sie mir diese Erklärung in Ihrem Namen oder im Namen Ihres Korps.“

„Sie ist der Beschluß unsres Korps“, war seine Erwiderung.

Und ich hatte ihm darauf zu entgegnen:

„Dann habe ich nur noch eine Antwort an Sie. Ich habe mit meinen Freunden noch keine Rücksprache genommen. Aber ich handle in ihrem einmütigen Sinne, wenn ich Ihnen hiermit die Erklärung abgebe, daß Sie und Ihre Landsleute Mann für Mann von mir und meinen Landsleuten auf vierundzwanzig Gänge one Gut und Binden gefordert sind! — Noch.“ setzte ich hinzu, „haben wir der Burschenschaft keine Satisfaktion gegeben. Wir sind also für Sie noch vollkommen satisfaktionsfähig!“

Und dann hatte ich doch noch einen Zusatz.

„Lieber Dittfurth, Sie sind ein so braver Mensch, und ihr Hessen seid ein tüchtiger, prächtiger deutscher Stamm! Meine Freunde und ich, als wir von Bonn nach Marburg gingen, hatten uns so sehr darauf gefreut, mit euch vereint ein tüchtiges Burschenleben wieder herzustellen, und nun sollen wir damit beginnen, daß wir uns gegenseitig die Hälse brechen. Schlagen Sie ein, alter, braver Dittfurth! Ich neme die einfältige Forderung auf die vierundzwanzig Gänge zurück; ich habe sie garnicht vorgebracht, Sie haben Sie garnicht gehört. Schlagen Sie ein!“

Er schlug ein.

„Und Ihr Korps?“ fragte ich noch.

„Wenn ich“, antwortete er, „ihnen alles sage, was wir hier mit einander sprachen, so werden sie einverstanden sein. Wir halten noch heute Abend Sitzung!“

Nach einer Stunde war er wieder bei mir.

Sie hatten Sitzung gehalten. Die blinden Hessen waren die braven Hessen. Sie waren auf alles eingegangen.

Sie gaben uns ihre Waffen.

Striethorst erhielt von dem „langen Röder“ einen „barbarischen Schmiß“ durch das ganze Gesicht. Das erforderte Revanche. Das „Baröchen“ Harthausen war der erste, der sie nam. Dem Striethorst, sagte er zwar, schadet das nichts. Warum fängt er mit aller Welt Streit an? Und warum kann er nicht einmal pariren? Und am anderen Morgen rante er auf der Straße den besten Schläger der Burschenschaft an, parierte freilich nicht besser als Striethorst und wurde gezeichnet wie dieser. Dann gingen wir der Reihe nach alle los, holten uns und gaben Schmiße mit wechselndem Glück. Am schlimmsten und am meisten wurden gezeichnet Borchard, der immer „Bach“ hatte, und Striethorst, der immer nur „mit dem Gesicht parierte“ und immer nur in Hise war. Frei von jedem „Schmiße“ blieb Romeo Maurenbrecher, der stets der „patente“ und durch seine hohe Gestalt wie durch seine unendliche Ruhe der imponirende Schläger war.

Von einer „Holzerei“ der Studenten war in Marburg nie wieder die Rede.

Der Prinz und ich führten, wie schon aus dem mitgetheilten hervorget, in Marburg ein völlig studentisches Leben. Wir hatten auch so in Bonn gelebt. Nur waren wir weder in Bonn, noch in Marburg in eine Verbindung eingetreten.

Und nun das Studentenleben der Jahre 1822 bis 1824 gegenüber demjenigen, das ich im Jahre 1817 verlassen hatte? Es war im ganzen doch noch das alte, fröhliche und durstige Burschenwesen. Jene burschenschaftlichen Bestrebungen und Allüren, mochten sie an sich berechtigt sein oder nicht, gehörten auf keinen Fall in das Leben und Streben von Jünglingen, welche das Leben noch nicht kannten. Man konnte im Gegentheil nur ein mitleidiges Lächeln dafür haben, wenn junge Leute, kaum dem Knabenalter entwachsen, von den Schulbänken entlassen, aus dem beschränkten Familienkreise bisher noch gar nicht herausgetreten, sich herausnemen wollten, das Leben, die Staaten, die ganze Welt zu reformiren. Es konnten eben nur Kinderereien dabei herauskommen, und ich muß meinen Lesern noch heute eingestehen, daß ich es für war gehalten habe und auch heute es noch nicht bezweifeln möchte, daß, wie im Jahre 1822 versichert wurde, die heidelberger Burschenschaft damals das deutsche Reich in sieben Herzogtümer geteilt und zu Herzögen natürlich Mitglieder der heidelberger Burschenschaft ernannt habe. Herzog von Westphalen war ein „Burschenschäftler“, der später als sehr frommer und gutgejunter königlich-preussischer Konistorialrat in Koblenz starb.

Habent sua fata — Studiosi!

Ich habe noch von meinen Universitätsfreunden zu sprechen. Man erzält sogern von seinen Freunden, am liebsten von denen, die man auf der Universität gewann. Aber man muß enthalten sein, wenn man öffentlich erzält. Man darf da nur Erscheinungen und Charaktere vorsehren, die entweder schon allgemein bekannt sind und über die man Neues, Aufklärendes und Ergänzendes mitzuteilen imstande ist, oder die durch Persönlichkeit oder Schicksal ein allgemeines Interesse erregen und deshalb bekannt oder bekannter zu werden verdienen. In meiner ersten Universitätszeit, unmittelbar nach den Feldzügen von 1814 bis 1815, fand ich manchen Freund der einen wie der anderen Gattung. Von folgenden darf ich hier erzählen.

Ich nenne zuerst eine sehr bekante Persönlichkeit.

Ernst Freiherr von Bodelschwing aus dem Hause Belmeide in der Grafschaft Mark. Er war eine hohe, vornehme, kräftige, warhaft ritterliche Erscheinung. Im Jahre 1794 geboren, hatte er im Jahre 1813, da er in Berlin Kameralwissenschaften studierte, seine Studien verlassen, und war dem Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. gefolgt. Er war der Tapfersten einer. Bei Freiburg an der Unstrut wurde er schwer verwundet, er erhielt einen Schuß in die Brust, schwebte lange Zeit in Lebensgefahr. Kaum genesen, trat er schon wieder in die Armee ein, um den Feldzug von 1815 mitzumachen. Er ward zum Premierlieutenant befördert. Bei Bellealliance wurde er wiederum schwer, auf den Tod verwundet. Von seinem Schmerzenslager, an dem man jeden Augenblick seinen Tod erwartete, erzält man folgendes über ihn.

Er war mit anderen Schwerverwundeten und Sterbenden in eine Scheune gebracht, die an der Landstraße nach Paris lag. In der Straße zog an der Scheune gefolgt von seinem Generalstabe der General von Steinmeyer vorüber. In dessen Begleitung wird davon gesprochen, daß in der Scheune ein schwer verwundeter preussischer Offizier liege, der dem besten westphälischen Adel angehöre. Der General von Steinmeyer war bei den Westphalen nicht sonderlich beliebt. Die Generale des Namens Steinmeyer scheinen selten sich der Liebe ihrer Soldaten erfreut zu haben. Insbesondere, ein schwer verwundeter Offizier, der einer der vornehmsten westphälischen Adelsfamilien angehört! Der General hält. Seine ganze Begleitung muß halten. Er steigt vom Pferde, get in die Scheune, läßt sich zu dem Lager des verwundeten Offiziers füren, ist außerordentlich teilnehmend. Kamerad, Ihr Name? Ich werde Sie zum eisernen Kreuze vorschlagen. Ernst von Bodelschwing — er hatte bis dahin sich nicht gerürt, kein Wort gesprochen — nimmt jetzt seine Kraft zusammen, schlägt seinen Mantel zurück, mit dem er bedeckt war, und sagt einfach: Geben Sie sich keine Mühe, Excellenz! Auf seiner Brust sah der General das eiserne Kreuz erster Klasse. Ernst von Bodelschwing aber hatte mit den Worten die müden Augen wieder geschlossen und der General von Steinmeyer hat auch später die Liebe der „groben Westphalen“ sich nicht zu erwerben vermocht.

Als Ernst von Bodelschwing genesen war, ging er nach Göttingen, um hier seine Studien fortzusetzen.

Er hielt sich zu den Westphalen, one in das Korps einzutreten. So lernte ich ihn kennen. Wir wurden befreundet, wenn wir auch Freunde nicht werden konnten. Das Höchste auf Erden war ihm das preussische Königshaus und das preussische Regiment. Ich war, wie ich schon an einer anderen Stelle meiner Erinnerungen mitteilte, in einer Scheu vor allem, was preussisch war und preussisch hieß, als Kind aufgezogen, hatte dadurch Einbrücke empfangen, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ich erst im gereiften Mannesalter mir ein eigenes Urteil zu bilden vermochte, und hatte außerdem von meinem Vater und meinem Oheim, einem klaren und freisinnigen katolischen Geistlichen —

welche beide meine erste Ausbildung leiteten — republikanische Grundfäße in mich aufgenommen.

Ernst von Bodelschwing lebte in Göttingen nur seinen Studien und seiner Gesundheit. Hauptsächlich war ihm daran gelegen, seine Brustorgane, die durch die empfangenen schweren Wunden gelitten hatten, zu stärken und zu kräftigen. Zu diesem Zwecke machte er fast täglich Fußpromenaden, die er immer weiter ausdehnte. Er hatte es so weit gebracht, daß er innerhalb drei Tagen von Göttingen zum Brocken hin und zurück marschieren konnte, one daß es ihm Beschwerden verursachte. Vollständige Heilung hatte er dennoch nicht gefunden.

Ich sah ihn seit Göttingen erst im Jahre 1849 wieder, in Berlin, in der sogenannten „aufgelösten zweiten Kammer“, deren Mitglieder wir beide waren.

Ich war schon im Anfange der vierziger Jahre gleichzeitig mit ihm in Berlin; er als Minister, ich als Staatsanwalt; wir hatten uns damals aber nicht gesehen. Er hatte mich nicht aufgesucht, da natürlich ich ihn nicht. In der Kammer kam er schon am ersten oder zweiten Tage zu mir, an meinen Platz auf der äußersten Linken. Er begrüßte mich wie der alte Freund den alten Freund. „Wir waren so alte Freunde!“ sagte er dabei. „Wir waren?“ fragte ich. „Sind wir denn Feinde?“ — „Feinde nicht, aber Gegner!“ — „Und warum müssen wir es sein?“ — „Unsre Ansichten gehen zu weit auseinander.“ — Damit waren wir, zumal in dem Hause der Politik, auf das Gebiet der Politik geraten. Er hätte nie geglaubt, sagte er zu mir, den alten Westphalen als Revolutionär wiederzusehen. Und ich entgegnete ihm, ich hätte dem alten westphälischen Adel eine andre Ehre zugetraut, als die, dem preussischen Absolutismus zu dienen. — Damit schieden wir kalt von einander, und wir sprachen uns nicht wieder.

Es tat mir leid. Er war ein braver, überzeugungstreuer Mann. Aber meine Ueberzeugung hatte auch ich.

Er starb wenige Jahre später. Die zerflossene Brust hatte nicht wieder genesen können.

(Schluß folgt.)

Wie die Australier mit ihren Toten umgehen.

Von Dr. Max Fogler.

Die Toten- und Begräbnisgebräuche eines Volkes kennzeichnen in der Regel den Grad von Kultur, welchen dasselbe besitzt, und insbesondere dürfen sie als untrügliches Merkmal für die mehr oder minder geläuterte religiöse Anschauung eines solchen gelten. Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus auf die Art wie die Australier mit ihren Toten umgehen, einen kurzen Blick werfen, so werden wir darin allenthalben ihre niedrigen Religionsbegriffe ausgedrückt finden, — sind doch bei manchen dieser Völker kaum Spuren eines besonderen religiösen Meinens zu erkennen, sucht man doch bei ihnen irgend welche Tempel, und selbst Götzenbilder, sonst die häufigsten Symbole roher Naturreligionen, vergeblich. Nur eine ganz unklare Vorstellung von einem guten und bösen Geiste waltet bei ihnen vor und drückt sich in verschiedenen Gegenden in verschiedenen Namen aus. Nichtsdestoweniger aber erscheint auch diesen wilden Stämmen der Tod bedeutungsvoll genug, um in einer gewissen feierlichen Weise mit den Leichen zu verfahren, und eben das zu beobachten ist von mannigfachem Interesse.

Die Leichen werden teils verbrant, teils in hohle Baumstämme oder künstliche Gräber und Erdhügel gesetzt. Im ersteren Falle wird selbst hier und da die Asche gesammelt und sorgfältig vergraben. Ein höchst sonderbarer Gebrauch aber ist es jedenfalls, wenn man in manchen Gegenden dem Verbliebenen, ehe man seinen Körper den Flammen übergibt, die Haut abzieht, — was hernach mit dieser Haut angefangen wird, ist noch nicht zu erforschen gewesen. Mit Schaudern geradezu muß es uns erfüllen, wenn der Reisende Hochstetter erzählt, daß die Leiche eines eben verstorbenen Knaben von seinen Verwandten über dem Feuer gebraten und gegessen wurde. „Vater und Mutter waren bei dem Vorgange mit zugegen und stießen laute Klagen aus. Herz, Leber und Eingeweide wurden unter die anwesenden Krieger verteilt; die gerösteten Oberschenkel, als die größern Lederbissen, wurden von den Eltern selbst verzehrt. Schädel und Knochen packten die Eingebornen schließlich sorgfältig zusammen und namen

sie in ihren Säcken aus Grasgeflecht auf die Reise mit.“ Bei den Neuseeländern, die übrigens auch das Fleisch der erschlagenen Feinde noch verschlingen, werden die Leichen gemeiner Personen one alle Feierlichkeit bestattet, die der Sklaven in das Wasser oder unbedirgt auf den Anger geworfen, die der Häuptlinge mit Auszeichnung begraben, nach Verlauf der Verwesungszeit die Gebeine aber aus dem Grabe genommen und sorgfältig aufbewahrt. Nach der Vorstellung der Ureinwohner von Neuseeland überschreiten die Geister der Verstorbenen bei der Hölle Keinga, am Nordkap der Nordinsel, die Quelle zum Totenreich. An jener Hölle stet ein uralter geweihter Pohutukanabaum, dessen tief hinabreichende Aeste den Geistern der Toten als Leiter dienen. Der Weg fürt erst in die Erde tief hinab, dann wieder bergauf und endlich auf dem Geisterpfad Kerenga wairu an ein Meer. Dort besteigen die Geister den Totentan und faren über nach dem Lande Hawaiki, der „Wiege des Volkes“. Unaufhaltbar ziehen die Schatten ihren Weg durch die dunkle Pforte der Unterwelt nach dem Jenseits, ihrer ursprünglichen Heimat. Vergeblich wäre es, nach ihnen zu greifen, um sie zu erfassen, denn sie sind weiselos. Wenn aber große Schlachten geschlagen werden, dann hören die Bewohner der nördlichen Gegenden der Insel zur Nachtzeit den Flug der Geister durch die Lüfte.

Unter den Bewohnern der Gesellschaftsinseln bringt man beim Begräbnis großer Häuptlinge oft Menschenopfer, und es ist durchaus nichts seltenes, daß neben der großen Plattform, auf welcher Schweine und Lebensmittel geopfert wurden, eine Menge von Schädeln getöteter Menschen gefunden wird. Doch werden die Opfer wenigstens nicht gemartert, sondern unversehens durch einen Streich von hinten zu Boden gestreckt. Die Leichen der Häuptlinge stellt man in einem besonderen Gebäude aus, das von Palissaden dicht umzäumt ist und reichen Schmuck an purpurnen Federn, Tüchern und sonstigen Zierrat zeigt. Zwei Leute sind eigens bestellt, dasselbe bei Tag und Nacht zu überwachen, die Federn und Tücher passend zu ordnen, die fortwährend zufließenden

Gaben an Früchten und Lebensmitteln anderer Art in Empfang zu nehmen und Neugierige von dem eingefriedeten Raume abzuhalten. Zum Geist wird niemand, der stirbt, wenn er nicht vorher vollständig vernichtet worden ist. Dies geschieht, indem ihm Dro, der Gott des Kriegs, mit der Muschel Tupe das Fleisch von den Knochen schabt und dann den Körper verzehrt. Sind die Toten dann von Dro in ihrer neuen Gestalt entlassen, so begeben sie sich nach einem großen See auf Raiatea, der von einer Reihe Bäumen mit ganz flachen Wipfeln umgeben ist, die ein großes Laubdach bilden. Hier tanzen und schmausen sie, bis sie schließlich in Käfer verwandelt werden.

Die Tachitier glauben, daß sich die Seele in den hölzernen Bildern aufhält, welche man an den Gräbern aufstellt. Sie wissen auch den toten Körper gegen Fäulnis zu bewahren, indem sie gleich nach dem Sterben die Eingeweide aus demselben herausziehen und den Bauch, sowie den Magen ausstopfen. Alle Feuchtigkeit der äußeren Haut wird sorgfältig abgewischt und der ganze Körper mit einer beträchtlichen Menge Deles oder auch mit Seewasser eingerieben. Anders bei den christlich gewordenen Tachitiern. „Zu Papara angekommen“, erzählt Ida Pfeiffer in ihrer Frauenfahrt um die Welt, „erfuhren wir den Tod eines der Söhne Tati's, des vornehmsten Häuptlings der Insel. Der Son war schon vor drei Tagen gestorben, und man erwartete nur den Vater, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Am folgenden Morgen besuchte ich die Hütte des Verstorbenen und nam ein neues Sacktuch mit, um es dem Toten als Geschenk zu übergeben, ein Gebrauchs, den das tahitiische Volk aus seinem alten Glauben in das Christentum mitgenommen hat. Der Leichnam lag in einem schmalen Sarge auf einer niedrigen Bäre; Sarg und Bäre waren mit einem weißen Laten bedeckt. Vor der Bäre hatte man zwei Strohmatte ausgebreitet, auf deren einer die Kleidungsstücke, das Trinkgefäß, Wasser u. s. w. des Verstorbenen lagen, während auf der anderen die Geschenke zur Schau gestellt waren. Letztere bildeten einen ganzen Haufen von Hemden, Stücken Zeuges u. s. w., alles so neu und hübsch, daß man einen Kramladen ganz artig damit hätte ausstatten können.

„Das Begräbniß fand einige Tage nachher statt. Der Priester hielt eine kurze Rede, und als der Sarg eingesenkt war, warf man die Strohmatte, den Strohhut, die Kleider des Verstorbenen, sowie auch einige der Geschenke ihm nach in die Grube. Die Verwandten waren gegenwärtig, aber ebenso gleichgiltige Zuschauer wie ich. Der Friedhof lag ganz nahe an einigen Morai. Dies sind die ehemaligen Begräbnißstätten der Indianer, kleine, vier-eckige Plätze, von drei bis vier Fuß hohen Steinwänden eingefast. Man legte hier die Verstorbenen auf steinerne Gerüste, wo sie so lange blieben, bis das Fleisch von den Knochen gefallen war. Letztere sammelte man dann und begrub sie an irgend einer einsamen Stelle“

Barhaft entsetzliche Quälereien finden auf den Freundschaftsinseln beim Tode eines Häuptlings statt. Die leidtragenden Weiber sitzen um die Leiche, in die schlechtesten, ganz zerrissenen Kleider gehüllt, weil das zerlumpteste Gewand für das beste Sinnbild des Schmerzes und der Zerrißtheit des Gemüthes gilt. Ihr schaudervolles Ansehen muß jeden und selbst den, der an solche Schauspiele gewöhnt ist, mit Entsetzen erfüllen. Die Augen sind von unaufhörlichem Weinen geschwollen, die Wangen durch die zahlreichen Schläge, die sie sich mit den Fäusten veretzt haben, ganz schwarzblau geworden und so aufgelaufen, daß die armen Geschöpfe kaum aus den Augen sehen können. Auch die Brust zerfchlagen sie sich in ihrer wahnsinnigen Selbstzerfleischung braun und blau. „Am tollsten“, so erzählt ein Reisender, „trieb man es beim Tode des Königs Finau. Da wollten die Häuptlinge und Edlen hinter keinem Selbstpeiniger zurückbleiben. Wie verrückt sprangen sie in den von Zuschauern gebildeten Kreis, brachen in die kläglichsten Ausrufungen aus und zerfetzten sich mit scharfen Steinen, Messern oder Muscheln den Körper oder zerfchlugen sich den Kopf derart, daß das Blut in Strömen floß. Einige versetzten sich mit dem Streitkolben solche Schläge auf den Hinterkopf, daß sie eine zeitlang irrsinnig waren und ganz verwirrt sprachen. Als die Leiche endlich feierlich beigelegt und das Grab mit einer großen Platte bedeckt war, ging das Zerfleischen und Zerfchlagen der Glieder unter den Leidtragenden abermals mit aller Wut los, ja selbst damit war es noch nicht genug. Ungefähr einen Monat nach der Leichenfeier wollte Finau's Son, der es nicht für angemessen gehalten hatte, sich mit Selbstzerfleischung recht zur Schau zu stellen, in einem Kreise von Freunden die Selbstpeinigung an sich vollziehen. Unglücklicherweise mußte Ma-

ruiner, ein junger Engländer, als er das Haus betrat, gehörig riechen, und das Riechen halten die Eingebornen, wenn sie etwas Wichtiges vorhaben, für die allerschlimmste Vorbedeutung. Es kam soweit, daß Finau dem armen Mariner mit der Streitart den Schädel gespalten hätte, wenn ihm nicht einige in den Arm gefallen wären. Mariner entfernte sich, Finau aber versügte sich mit seinem Gefolge an das väterliche Grab, und das Kopfzerfchlagen ging los. Finau begnügte sich in seinem Eifer garnicht mit den gewöhnlichen Instrumenten, sondern sägte sich mit einer scharfzahnigen Säge in den Hinterkopf. Als die Gesellschaft nachhause ging, war er durch den Blutverlust so schwach, daß er taumelte“ Beim Tode des Königs erdroffelt man übrigens auch dessen vornehmste Frau, damit sie ihn in das Paradies, welches sich der Meinung dieses Volkes nach auf einem nordwestlich von den Freundschaftsinseln gelegenen ungeheuer großen Eilande befindet, begleite; das Volk scheert sich insgesammt das Haupt und trauert ungefähr vier Monate lang. Jeder läßt während eines Monats den Bart lang wachsen und reibt sich während der Nacht den Körper mit Del ein. Am Begräbnistage setzt sich alles, Männer, Weiber, Kinder, mit brennenden Fackeln etwa achtzig Schritte weit vom Grabe, wenn die Leiche schon darin ist, nieder. Auf den Ruf eines Leidtragenden, aufzustehen und näher zu kommen, stehen alle auf, gehen etwa vierzig Schritte weiter und sitzen dann wieder still. Da wird von zwei Männern hinter dem Grabe auf Muschelschalen geblasen, und sogleich treten sechs andere mit brennenden Fackeln hinter dem letzteren hervor, steigen den Hügel hinauf und umkreisen, die Fackeln schwingend, die Gruft. Dann steigen sie den Hügel wieder hinauf, die übrigen folgen, gehen um das Grab herum und legen hinter demselben die erloschenen Fackeln nieder. Endlich begeben sich alle nachhause.

Am sonderbarsten sind wol die Gebräuche auf den Fidschiinseln. Werden die Bewohner derselben alterschwach, so glauben sie genug gelebt zu haben und treffen für ihr Begräbniß alle Vorbereitungen; ja, bei hohem Alter oder bei schweren Erkrankungen geschieht es, daß sie ihre Kinder bitten, sie zu erwürgen. Dieser Aufforderung leisten die letzteren nicht nur Folge, sondern sie legen es ihren Eltern, wenn sie mit jener Bitte zu lange zögern, wol selbst nahe, daß sie lange genug gelebt haben und zur Ruhe gehen sollten. Dies geschieht aber nicht aus Lieblosigkeit, sondern weil der Glaube herrscht, daß der Zustand nach dem Tode genau dem im Leben entspricht. Deshalb wünschen liebevolle Kinder nicht, daß ihre Eltern die andere Welt mit geschwächtem Körper betreten, und bringen sie lieber aus reiner Fürsorge um. Aus demselben Grunde erdroffeln sich die Lieblingsweiber und Diener eines toten Häuptlings, damit er nicht ohne Begleitung sei; dergleichen erschlägt man einen gewaltigen Krieger, damit er seinem Häuptling im Geisterreich den Weg bahne und die bösen Geister, die sich ihm entgegenstellen, vertreibe. Und keines dieser Opfer sucht sich etwa solchem Verhängnis zu entziehen, sondern man macht sich im Gegenteile die Ehre, den Häuptling zu begleiten, streitig.

Ein König von Somo-Somo ließ sich sogar lebendig begraben. Er war alterschwach und konnte kaum noch gehen; trotzdem sagte man denen, die ihn zu besuchen kamen, er sei tot. Im Hause herrschte tiefste Stille; mehrere Weiber saßen drinnen, die mit Schleiern verhüllt waren; zu beiden Seiten von ihnen standen je acht bis zehn kräftige Männer, die an einer weißen Schnur zogen, welche dem zum Tode bestimmten zweimal um den Hals gelegt war. Nur einer Berührung der Schnur bedurfte es, um die Opfer leblos niederzusenken zu lassen. Mittlerweile lebte der König immer noch, er sprach und aß, — aber der junge König, obwol außer sich vor Schmerz, sagte: „Unser Vater ist tot!“ und fuhr mit den Vorbereitungen zur BeerDIGUNG fort. Man bemalte den alten König und kleidete ihn an wie zum Kriegstanz. Die weißen Falten eines ungeheueren Mantels, den man ihm anlegte, wurden um seine Beine gewickelt und statt des üblichen Turbans ihm ein scharlachrotes Schnupftuch mit einem Ring von weißen Muscheln um das Har gewunden, während ebenfalls Bänder von Muscheln seine Arme zierten und um seinen Nacken ein Halsband von Elfenbein gelegt war. Erst zwei außerhalb des Hauses ertönende Muscheltrompeten gaben die offizielle Kunde, daß der Tod des alten Königs eingetreten sei, und nun scharten sich die anwesenden Häuptlinge um seinen Nachfolger, um diesen anzuerkennen. Darauf wickelte man die Leichname der erdroffelten Frauen in Tücher, legte sie auf eine Bäre und trug sie zur Tür hinaus, während hingegen der alte König durch ein in die Wand gemachtes Loch hinausbefördert wurde. Nachdem dann die Leichen an den Strand

gebracht waren, wurden sie in einem Kahne nach dem etwas entfernten Begräbnisplatz, wo man das Grab bereits fertig gestellt und mit Tüchern ausgelegt hatte, übergeführt. Hier legte man nun zuerst die entseelten Körper der Weiber neben einander in die Gruft, auf sie den sterbenden König, der jetzt seines Wuschelschmucks entkleidet und vollständig in Tücher gehüllt wurde, worauf man das Grab mit Erde ausfüllte und ihn so lebendig begrub. Das Hüften des alten Mannes wurde noch vernommen, nachdem man bereits eine Masse Erde über ihn gehäuft hatte.

Nach dem Begräbnis pflegen die Fidschianer einen König noch durch verschiedene Ceremonien zu ehren, deren gräßlichste jedenfalls die ist, daß die Weiber derselben sich ein par Finger abschneiden, diese in ein Rohr stecken und längs der Dachtraufe des königlichen Hauses aufhängen. Außerdem ist zwanzig Tage lang niemand, ausgenommen abends, und scheeren sich die Leute ebenfalls ganz oder teilweise das Haupt. Die nahen Verwandten tragen zum Zeichen der Trauer ganz gewöhnliche Kleider aus Blättern und bringen die Nacht auf dem Grabe des Verstorbenen zu. Das hindert jedoch nicht, daß u. a. zu Ehren des letzteren auch sehr spähhafte Gebräuche stattfinden, deren ergößlichster darin besteht, daß vom zehnten Tage sich die Weiber des Toten mit Peitschen, Ruthen oder Stricken bewaffnen und über jeden, der ihnen begegnet, one Unterschied des Ranges, herfallen dürfen; den Männern ist nur gestattet, sich dadurch quitt zu machen, daß sie die Angreiferinnen mit Kot bewerfen.

Viel einfacher wird freilich verfahren, wenn sich ein gewöhnlicher Fidschianer lebendig begraben läßt, und das tun fast alle diejenigen, die sich nicht erdroffeln lassen wollen. In diesem Falle tragen alle zu der Ceremonie Eingeladenen am bestimmten Tage

Tuch, Leinen und Del als Geschenke herbei und warten ruhig solange, bis der Alte die Stelle bezeichnet, auf der er begraben zu werden wünscht. Rasch macht man nun das Grab bereit, schmückt den Alten mit einem neuen Mantel und Turban und bringt ihn an die Gruft hinan. Unter lautem Wehklagen zererschlagen sich hier die Verwandten die Brust oder zerfezen sie mit Messern, bedecken den Alten mit Tüchern, werfen das Grab mit Erde zu und stampfen diese auch sogleich fest. Dann entfernen sich alle, und nur der Son besucht in der folgenden Nacht das Grab, um zum Abschied ein Stück Kawawurzel darauf niederzulegen.

Naiv ist der unter den Bewohnern der Marianen übliche Brauch, zu den Häuptern der Sterbenden Körbe hinzustellen und die Seele zu bitten, darin Wohnung zu nehmen oder doch wenigstens bisweilen Besuche darin zu machen.

Auf den Sandwichinseln endlich herrscht die Sitte, daß schon, sobald ein Mann erkrankt, seine Weiber und weiblichen Verwandten sich um sein Lager versammeln, laut über seinen Zustand jammernd, sich die Haare ausraufen und das Gesicht zerfleischen, weil sie hoffen, dem Kranken dadurch Heilung oder doch Linderung zu verschaffen. Auch hier wurde früher bei dem Tode eines vornehmen sein Günstling zugleich mitbegraben, und wenn die Priester für den Fall des Todes eines Königs im voraus schon die bestimmten, die mit ihm sterben mußten, so brauchten sie diesen ihre Schicksale nicht zu verheimlichen, weil sie mit Stolz und Freude die Ehre eines solch' schrecklichen Todes entgegenjahen. Starb dann der König, so wurden sie gebunden, an den Begräbnisplatz geschleppt und hier unter mancherlei Ceremonien vom Priester ums Leben gebracht.

Die ungarische Adels Herrschaft.

Kulturhistorische Skizze von C. Lübeck.

Ein mächtiger Gebirgsgürtel umschließt das weite Ungarland. Dort wo die March in die Donau sich ergießt, beginnt sanft aufsteigend und allmählich höher und schroffer sich türmend, das Karpatengebirge und umrahmt in gewaltigem Halbkreis, hufeisenförmig den ganzen Nordwesten, Norden und Nordosten des Landes, um sich im äußersten Osten bei Orsawa wiederum an die Donau zu schließen, während auf dem andern Ufer sich ihm trotzig, das sonst breite Flußbett verengend, Glieder der langen Illyrischen Gebirgskette entgegenwerfen, welche im Verein mit den Alpen den Ring abschließt, der die ungarische Ebene umgibt.

Nirgends mehr als in diesem weiten Gebirgskessel hat das Meer der Völkerwanderung getobt und gebrandet. Eine Völkerwelle stürzte in rascher Aufeinanderfolge auf die andere, es war ein beständiges Schieben und Drängen und In- und Ueber-einanderfluten, ein rasches Kämpfen der erliegenden Völker mit einander um ein schützendes und rettendes Bergland, an dessen Abhängen die an der Ebene unwiderstehlich vorwärts drängende Völkersturmflut vorüberzog.

Die ungarische Ebene ist heute mit einem buntscheckigen Völkergemisch, mit zallosen Fragmenten und Spuren der mächtigen Wanderung längst vorausgegangener Jahrhunderte gefüllt. Zum Teil sind die Spuren der ursprünglichen Völker bis zur Unkenntlichkeit verwischt, zum Teil auch sind viele Völker in einander geschmolzen. So wurde z. B. im ungarischen Völkerschmelztiegel aus der germanisch-slavischen Urbevölkerung, den dorisch-slavischen Stämmen und ihren römischen Herrschern durch jahrhundertlangen Druck das geistig verkümmerte Volk der Walachen, deren Sprache heute noch an die Zeiten der römischen Herrschaft in diesen Gebieten erinnert.

Das Tor bei Orsawa bildet die Schleuse, durch welche die Bogen der Völkerwanderung über Ungarn sich ergossen: Hier passirten, aus den Steppen Mittelasien kommend, namentlich auch die furchtbaren Hunnen unter der Gottesgeißel Attila, dem Schrecken des mittleren und westlichen Europas, und in ihrem Gefolge zahlreiche Völkerschaften, welche der kluge und gewaltige Hunnenkönig an seinen Siegeswagen gefettet, deren Namen aber im Sturme der Zeiten fast ganz verweht sind. Als nach Attilas Tode in der großen Völkerschlacht in Pannonien am Retab das Schicksal des Hunnenvolkes definitiv besiegelt wurde, als es die Donauländer räumen und nach dem Schwarzen Meere zurückweichen mußte, da waren die Goten seine Erben, gotische Ge-

piden besetzten die Gegend an der Donau und Theiß; die Ostgoten unter den Fürsten Bolamir, Theodemir (Vater des großen Theodorich) und Widemir das pannonische Land zwischen den Alpen, der mittleren Donau und der Save. Die Rugier, Heruler und andere kleine germanische Stämme namen die Alpenprovinzen an der oberen Donau in Besitz, während die Longobarden die jezigen österreichischen Länder an dem linken Donauufer einnamen. Im Laufe der Zeit werden die Heruler die Herrscher in diesen Gebieten und machen die Longobarden und Gepiden zinsflüchtig. Bald aber wendet sich das Glück, die Heruler werden von den Longobarden fast bis zur Vernichtung geschlagen und die Sieger werden die Herrschenden. Die Parteiname Kaiser Justinians für die Longobarden in einem Kriege derselben mit den ihnen jetzt benachbarten Gepiden veranlaßte die letztern, Hunnen und Slaven über die Donau zu lassen, welche weit und breit plünderten. Da die germanischen Stämme sich mehr westwärts wenden, erschienen die Slaven häufiger im Donaugebiet, namentlich zeigen sich auch Bulgaren, die indes ihren Hauptweg nach Griechenland nemen. So wogen die Völker auf und ab. Da erscheinen die Slovaken, Wenden, Kroaten, Slavonier, die Abkömmlinge der alten Illyrier und Pannonier, dazwischen wieder Germanen und endlich im 5. und 6. Jahrhundert in den Ebenen der oberen Theiß die Magyaren, links verdrängen sie die Walachen, rechts die slavischen und germanischen Stämme. Wahrscheinlich treiben sie große Massen der Hunnen vor sich her oder haben solche in sich aufgenommen, sie vielleicht auch in der ungarischen Ebene noch angetroffen. Später traten Magyaren und Hunnen als Stammesgenossen auf, die Magyaren bezeichnen die Hunnen als ihre älteren, allerdings etwas niederen Brüder. Auch hier hat im Laufe der Jahrhunderte ein großartiger Verschmelzungsprozeß stattgefunden, der gegenwärtig noch nicht ganz abgeschlossen ist, denn immer noch giebt es Urtypen der Magyaren und der Hunnen. Man vergleiche die schönen und edlen Gestalten der Kumanier und Jazygier, die als die uneigentlichen Magyaren gelten, mit den zahlreich vorhandenen abstoßend häßlichen hunnischen Abkömmlingen. Neben den Ueberresten der Kumanier und Jazygier, deren Einwanderung erst im 9., 10., 11. und 12. Jahrhundert unter heftigen Kämpfen gegen die magyarischnunische und slavisch-germanische Mischbevölkerung erfolgte, findet man das buntscheckigste Mischvolk vor. Von der kumanisch-jazygischen Einwanderung hat sich auf einem Flächenraum von 85 Quadratmeilen nur noch ein Rest von etwa

einer viertel million erhalten. Alles andere ist bei der allgemeinen Zersezung zugrunde gegangen. Dieses Häuflein Kumanier und Jazgier repräsentiert fast ausschließlich das magyarische Element in Ungarn. Da sind allerdings noch die Hajduken und die Szekler, welche zu den reinen Magyaren gezählt werden. Die ersteren wohnen an der oberen Theiß, südöstlich von Tokai, ihr vielfach zerstückeltes und zerrissenes Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 17½ Quadratmeilen, ihre Anzahl mag 30 000 betragen. Sie waren ein kriegerischer Hirtenstamm, welcher gegen den Ansturm der Türken verzweifeltsten Widerstand leistete und nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs einzelne Kriegsscharen unter selbst gewählten Führern bildete und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Krieg auf eigene Faust führte. Die Unterstützung, welche die Hajduken dem berühmten siebenbürgischen Fürsten Stephan Botskai leisteten, veranlaßte diesen, zwei Kriegsscharen in den Adelsstand zu erheben und ihnen feste Wohnsitze anzuweisen; so wurde ein Bruchteil von ihnen zu magyarischen Bollbürgern oder Edelleuten erhoben. Die Szekler, der dritte magyarische Zweig, ist in der Geschichte als ein wildes kriegerisches Reitervolk bekannt, über dessen Abstammung nichts Sicheres verläutet. Die Szekler selbst leiten sich gern von den Hunnen ab, wogegen jedoch ihre Körper- und Gesichtsbildung spricht, die beide auch von der der übrigen Magyaren sehr wesentlich abweichen. Seit dem 8. Jahrhundert leisteten sie, ihre Unabhängigkeit jedoch soviel als möglich warend, den Magyaren Kriegsdienste. In den von ihnen besetzten Gebieten, die von Walachen und Slaven bewohnt waren, waren sie Herrscher und damit auch Edelleute. Ihre Zahl mag heute mehr als 100 000 betragen. In Kumanien und Jazgrien wird das reinste Magyarisch gesprochen, ebenso in den Distrikten der Hajduken, unreiner schon im Lande der Szekler. Man darf annehmen, daß diese Völkerschaften tatsächlich Bruchteile rein magyarischer Stämme sind, die zufällig dem Schicksale des großen Stammes entgingen, der eben völlig verloren gegangen ist.

Es fällt bei dieser Sachlage schwer, von der gesellschaftlichen Entwicklung des in Ungarn herrschenden Volkes zu sprechen. Die magyarische Geschichte läßt sich allerdings ziemlich weit verfolgen, doch im Laufe der Jahrhunderte passiert es unmerklich, daß die eigentlichen Magyaren verschwinden und mit andern Völkerschaften sich verschmelzen, sodaß die große Masse derjenigen, welche sich Magyaren nennen, kaum noch als solche zu betrachten sind.

Auf der andern Seite wird ein Blick auf die gesellschaftliche Entwicklung dadurch erleichtert, daß bei dem Verschmelzungsprozeß die äußeren gesellschaftlichen Formen erhalten bleiben und daß die Völkerfragmente, welche in einander fließen, im allgemeinen auf dem gleichen gesellschaftlichen Niveau stehen. Alle haben sie ursprünglich dieselben Einrichtungen und auch dieselbe Lebensweise, was die einen Herrscher getrieben, das wird von den andern fortgesetzt, und was die einen angefangen, von den andern vollendet.

Wenden wir uns zunächst den Magyaren zu. Als diese ihr rätsel- und fabelhaftes Heimatland Aetkusa in Asien verließen, waren sie ein nomadisches Hirtenvolk, das in verschiedene Stämme zerfiel und unter verschiedenen freigewählten Führern stand. Nach ihrer Niederlassung in Ungarn behielten sie ihr nomadisches Leben bei. Ihre Wohnungen bestanden aus Zelten, die häufig wieder aufgenommen und in andern Gegenden von neuem aufgeschlagen wurden — bis alles Land besetzt, beziehungsweise unter die Eroberer verteilt war. Man hat hier die interessante Erscheinung, daß das Nomadenleben noch lange nach der Einführung der Monarchie, also nach der Schaffung eines einheitlichen, festregierten Staates beibehalten wurde. Erst im Laufe der Jahrhunderte machten die zerstreuten Zelte den festeren Wohnungen platz, wobei fast ängstlich das Näheraneinanderrücken, das Bilden gedrängter, eng zusammengeschlossener Niederlassungen verhütet

wurde. Heute noch gleichen die alten Dörfer und Städte zum Teil weit ausgedehnten Lagerplätzen. Allerdings ließ man dabei die Vorsicht nicht außer acht. Zur Aufrechthaltung der magyarischen Herrschaft erstanden feste Burgen, wie z. B. Komorn, Borjod, Szabolcs, Czongrad, Abaujvar, Temesvar u. a., die später zu Städten heranzuwachsen. Bei dem Einfall in Ungarn waren die Eroberer nicht nur in den Besitz des fruchtbarsten und weidenreichsten Bodens, sondern auch in den Besitz von Unterworfenen, Leibeigenen und Sklaven gekommen, und haben solche auch wohl schon mitgebracht. Obwohl die Magyaren aus ihrer Heimat nur Waffen, nicht aber auch Adelsdiplome mitgebracht, entstand doch als eine Folge der Eroberung die Adels Herrschaft nach dem klassischen Vorbilde der Spartiaten zur Zeit Lykurgs in Lakädämonien. Wie in Sparta, so waren auch hier die Herrschenden die Besitzer des Landes und die ausschließlich berechtigten Staatsbürger mit vollkommener Gleichheit unter und gegeneinander. Unter freiem Himmel, auf weitem Felde versammelten sie sich, zu Ross und bewaffnet und mit erbeuteten Kriegstrophäen geschmückt. Hier berieten sie über ihre Kriegszüge, über die Lage des Landes, die gemeinsamen Arbeiten, das Schicksal der Unterworfenen. Hier wählten sie ihre Führer und Fürsten und später die Könige. Das Feld Rátos bei Pest wurde mit der Zeit zum ungarischen campus martius. Hier in dieser Ebene, im Nordosten der Stadt, eröffnet sich die große ungarische Steppe, welche sich zwischen der Donau, Belgrad und Siebenbürgen ausdehnt. Von einem kleinen Bache, der sich in eigensinnigem Zickzack durch den Sand schlängelt und in die Donau ergießt, trägt die Ebene und von dieser die spätere Nationalversammlung den Namen Rátos.

Durchaus verwanten Einrichtungen begegnen wir bei den Szeklern, Hajduken und Kumanern.

Bei keiner dieser Völkerschaften gab es anfänglich einen Unterschied zwischen Edelmann, Bauer und Bürger. Alle ihre Angehörigen waren durchaus gleichberechtigt, sie wählten ihre eignen Führer und Richter und entschieden alle ihre Angelegenheiten in der Volksversammlung unter freiem Himmel. Diese Gleichberechtigung hatte sich noch bis in die neueste Zeit unter den freigeblichenen Kumanern und Jazgriern erhalten, wo es unter den Herrschenden vollkommene Gleichheit und keinerlei Klassenunterschiede gab. Mit Stimmenmehrheit wurden die Magistrate und Richter und Bezirksvorsteher gewählt. In ähnlicher Weise war es bei den Hajduken. Bei den Szeklern zeigten sich indes schon in ältester Zeit Klassenunterschiede, die darauf schließen lassen, daß sie bei ihrer Einwanderung Unterworfene mitgebracht oder daß ein Teil der Urbewohner ihres Herrschaftsgebietes mit ihnen zu einem einheitlichen Volke zusammenschmolz. Sehr früh schon findet man unter ihnen die „Primores“, die Hauptleute, welche die obersten Civil- und Militärämter bekleideten, großen Grundbesitz besaßen und in neuester Zeit zum höchsten Adel Siebenbürgens gerechnet werden. Ihnen folgten die Primipilen (Vöskre), die zu Pferde dienten, und drittens das „gemeine Volk“ (Pipidarii) oder das Fußvolk.

Im allgemeinen sind die Unterworfenen anfänglich überall vom Kriegsdienste befreit, und wenn hier das „gemeine Volk“ Kriegsdienste leistete, so deutet dies eben auf dessen Unterjochung vor der Einwanderung hin. Man dürfte übrigens nicht selbigen, wenn man in den Primores, die schließlich zur Allein Herrschaft gelangten, die Häupter der alten Hausgemeinschaft, und in den Primipilen die jüngeren Generationen derselben erblickt. Die Grundstücke der beiden ersten Klassen waren denn auch steuerfrei und sie konnten unter keinen Umständen konfiszirt werden, was wiederum an das ursprüngliche, unveräußerliche Genossenschaftsgut erinnert. Mit Ausnahme der von den Primores besetzten Ämter wurden alle Beamtungen durch freie Wahl des Volkes bestimmt, die unterworfene walachische Bevölkerung war sowol von diesem Wahlrecht als auch vom siebenbürgischen Landtage bis in die neueste Zeit ausgeschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Der Hegermeister. (Siehe Bild S. 484—85.) Die Zeit, wo man die Heger und Leuzelskünstler verbrante, ist schon längst verflöhen und doch gibt es immerhin noch eine ganze Anzahl Menschen, die an Hegerie glauben, oder doch wenigstens von Taten, die ihrem beschränkten Verstande unerklärlich, rätselhaft sind, annehmen, daß sie aus einem Bündnis mit dem „Schwarzen“ hervorgegangen seien. Das Sprüchwort „Geschwindigkeit ist keine Hegerie“ ist wol allgemein im Volksmunde und wird auch gegenüber den Gauklern, die mit ihren Taschenspielerstückchen auf den Zarmärkten und in den Dorfschenken die Zuschauer ergötzen und sich dadurch die zu ihrem dürftigen Leben nötigen Pfennige verdienen, meist genügend beachtet, aber leider scheint man es oft und

obendrein in den gebildeten Kreisen ganz zu vergessen, wie uns die Geistererschreibenden, die fliegenden Tische, die von unsichtbarer Hand geführten schreibenden Stifte und wie der Hofuspokus sonst heißt, beweisen. Der einzige Fortschritt, den die Menschheit in diesem Punkte gemacht hat, ist der, daß man sich wegen solcher Dinge nicht mehr gegenseitig todschlägt oder verbrennt und zwar „Von Rechts wegen“. Mt. Slade wäre unter Jakob Sprenger und den andern Hegermeistern im 16. Jahrhundert jedenfalls nicht so gut weggekommen wie heute! womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß wir ihn mit den „Schwarzkünstlern“ jener finstern Zeit auf eine Stufe stellen wollen — seine Künste sind nur ebenso schwarz, dem darüber grübelnden

Ende einer Schönheit. Eines jener weiblichen Meteore an dem Firmament des zweiten Kaiserreichs, welchem man den Namen „Le comète“ beigelegt hatte, weil das reiche goldene Haar wie ein Kometenschweif die herrliche Figur umwallte, ist augenblicklich im Munde aller Pariser, die sie einst gekannt. Theophile Gautier machte zur Zeit ihres Glanzes Sonette auf sie, Cabanell malte ihr Porträt, und Leon Cognat diente sie als Modell zu der niedlichen Statue „La Baigneuse“ („die Badende“). Ihr wirklicher Name war Adele Terchont, und unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs wies sie den Heiratsantrag eines ältlichen Herzogs vom ältesten Adel zurück. Zu jener Zeit besaß sie eines der prächtigsten Häuser in den Champs Elysées, hatte zwölf Pferde in ihrem Stall und einen Liter Diamanten in ihrem Toiletentisch. Jüngst starb diese einst so blendende Schönheit vollständig verarmt in einem pariser Hospital, und zwar an der schrecklichsten Krankheit, welche eine Frau überhaupt befallen kann: an lupus vorax oder Gesichtskrebs, der sie vollständig entstellte. Gleich Zola's „Rana“ blieb von ihrer Schönheit auch nur ihr wundervolles Haar übrig, welches eine Länge von nahezu fünf Fuß erreichte. Dr. M. B.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Ein sinker Schneider. Die Beweglichkeit und Schnelligkeit unserer Bekleidungskünstler ist nicht allein allbekannt, sie ist sogar sprichwörtlich geworden. Aber kaum dürfte jemals ein Glied dieses gemeinnützigen Gewerbes diese seine Berufsgenossen, vor alle anderen Menschen auszeichnende Eigenschaft in hervorragender Weise betätigt haben wie jener Schneider einer rheinpfälzischen Stadt. Ein dort domizilirender junger Herr ist zu einer Hochzeit nach einem ungefähr acht Meilen entfernten Orte geladen und hat sich zu diesem Zwecke bereits vor 8 Tagen bei genanntem Bekleidungskünstler einen Frack bestellt. Wie es aber den bestellten Röden, Hosen und Westen oftmals zu gehen pflegt, so auch unserm Frack — er war am festgesetzten Tage, dem Vorabend zur Hochzeit, nicht fertig. Unser Schneider verspricht nun sein Wort, daß zu solchem Zwecke unentbehrliche Kleidungsstück bis zum anderen Morgen 6 Uhr, der Abgangszeit des Eisenbahnzuges, zu liefern. Doch unser Meister hat die Rechnung one den Wirt im „Grauen Affen“, resp. dessen vorzüglichsten Schoppen gemacht, denn er kommt etwas spät und überstark angeheitert nach Hause, vergißt jedoch in dieser glücklichen Stimmung nicht den Frack und meint zu seinem Ehegesepons, daß, unter sothanan Verhältnissen die Nichterfüllung seines gegebenen Versprechens nicht nur achte, sondern bestimmt voraussetzt: „Na, ich stehe um 3 Uhr auf und in 2½ Stunden ist der Frack fertig.“ Der „Heurige“ war aber stärker als der Wille des Meisters, denn die etwas stark genossene Quantität des ersteren bant den letzteren in einen festen Schlaf, aus dem er erst morgens halb 6 Uhr erwacht. O Schreden! — was tun? Diese Frage würde mancher unbeantwortet gelassen haben, nur nicht unser wackerer und scharfsinniger Schneider. Flugs befielt er seinem Gehilfen, den seiner Vollendung harrenden Frack einzupacken, steckt selbst sein Handwerkzeug ein, besteigt in Gemeinschaft mit seinem Kunden den Eisenbahnzug und get im Waggon an die Arbeit. Während der zweitündigen Fahrt ist das bewußte Kleidungsstück fix und fertig bis auf das Bügeln, das aber am Hochzeitort bei einem Kollegen besorgt wird, sodas binnen einer halben Stunde nach der Ankunft des Zuges das Festgewand wie angeossen auf dem Leibe des Kunden sitzt. Daß allgemeine große Heiterkeit und endlich auch klingende und mündliche Anerkennung ob dieser Parforleistung unserem sinken und sündigen Schneider zuteil wurde, wird jeder Leser glauben. So sehr nun dieser Vorfall geeignet sein dürfte, die Herrn Passagiere zu einer praktischen Verwendung der Fahrzeit im Eisenbahnwagen anzuregen, so ist doch wol die Moral von der Geschichte: „Siz' zu lang im Wirtshaus nicht!“ ert.

Die Leichenfeier einer indischen Königin. In Bangkok, der Hauptstadt Siam's, wurde am 16. März die Beizehung der mit ihrer einzigen Tochter bei einer Flussart ertrunkenen Lieblingsgattin des Königs vollzogen und zwar mit riesigem Prachtaufwand. Den Tag vorher wurden die beiden in Sandelholzjärgen ruhenden Leichen von Hofbeamten und Priestern nach einem zu diesen Zweck aufgeführten hölzernen Palaß übertragen und auf einen aus wolriechenden Hölzern errichteten Scheiterhaufen gestellt. Die tote Königin trug europäische, ihre Tochter einheimische Kleider und beiden waren ihre kostbarsten Schmuckstücken angelegt. Hofdiener und Offiziere hielten die Nacht über mit brennenden Fackeln Wache bei den Leichen und am anderen Morgen verrichteten die Priester vor dem Scheiterhaufen, auf dem man zwei mit Wasser vom heiligen Gangesflusse gefüllte silberne Eimer gestellt hatte, Totengebete. Dann erschien der König Chuan-Yong in Begleitung

seiner Brüder und Minister, sprach ein kurzes Gebet und steckte, nachdem er sich von den teuren Toten verabschiedet hatte, mittels einer Fackel den Scheiterhaufen in Brand. Nun verließ alles den Palaß, welcher zugleich von Hofbediensteten an den vier Ecken in Brand gesteckt wurde.

Archäologische Funde. Aus dem ehemaligen Utica, dessen Ruinen auf dem Boden der Regenschicht Tunis gelegen sind, hat jüngst der emsige Forscher Graf d'Hersson in 146 großen Kisten die Ergebnisse seiner viermonatlichen Ausgrabungen, bei welchen 150 sizilianische Arbeiter tätig waren, nach Paris gebracht. Die größtenteils aus Grabstätten herrührende Sammlung enthält außer wirklichen Kunstschätzen, z. B. der Statue eines Knaben Herkules, fünf noch ungeöffnete steinerne Särge, Mosaikböden, reiche Vasen, Gefäße aus irisierendem oder weichem Glas, Frauenschmuck und Hausrat aller Art. ert.

Eigentümliche Benützung von Postbristkästen in Rußland. Zu Moskau fanden sich im vorigen Jahre beim Entleeren der Bristkästen im Postamt: 1271 Pässe, 43 Wechsel von zusammen 27 323 Rubel, 1075 Aufenthaltsscheine, 2 ausländische Wechsel, 59 Dreikontenlutscher-scheine, 3 Talons auf 6691,91 Rubel, 60 Leihpassenscheine, 1 Schuldschreibung von 1500 Rubel, 47 Handelspatente, 1 Billet de 2 internen Prämienanleihe, 133 diverse Quittungen, 204 Zettel verschiednen Inhalts, 87 Abschiedsdiploime, 59 Kontremarken vom Adresskomptoir, 23 Atteste, 139 Messingmarken, 1 Georgenkrone (hoher Orden), 2 Medaillons, 1 goldenes Kreuz, 1 Versicherungspolice, 2 Abrechnungsbücher, 1 Billet der Roma-Wolgabank auf 2700 Rubel, 1 Quittung der moskauer Kaufmannsbank über 700 Rubel und außerdem eine Anzahl anderer Bescheinigungen über den Empfang von zur Aufbewahrung übergebenen Gegenständen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Sachen gestohlen wurden und von den Dieben, da sie nichts damit anfangen konnten, in den Bristkästen geworfen wurden. ert.

Redaktionskorrespondenz.

Napperswil (Sankt Gallen). Abjunkt B. Eine „politisch-literarische“ Wochenschrift, die wir Ihnen mit gutem Gewissen als in echt freisinnigem Geiste redigiert empfehlen könnten, gibt es leider gegenwärtig nicht. Da Sie sich jedoch auch nach einer periodischen wissenschaftlichen Schrift erkundigen und wir wol voraussetzen dürfen, daß sich Ihr wissenschaftliches Interesse auch auf das staatswissenschaftliche Gebiet erstreckt, so raten wir Ihnen, sich auf die „Staatswirtschaftlichen Abhandlungen“, welche im Verlag von Erich Rothmann in Leipzig erscheinen, zu abonnieren. Mit Ihrem Wunsch bezüglich der täglich einmal erscheinenden Zeitung erget es uns, wie mit dem bezüglich der literarisch-politischen Wochenschrift, wir kennen keine, die Ihren Wünschen ganz gerecht werden dürfte. Die „Frankfurter Zeitung“ wie die „Berliner Volkszeitung“ werden von hervorragenden Kräften redigiert und beobachten eine der Reaktion im allgemeinen entschiedene feindliche Haltung, aber sie erscheinen täglich mehr als einmal, und der „Reichsbürger“ in Leipzig erscheint wöchentlich nur zweimal, im übrigen wäre er wol wert, daß Sie mit ihm einen Versuch machten.

Gebirgsstein. Abonnet seit fünf Jahren. Knochen, die man an Stelle von Eisenblech verwenden will, reinigt und entfettet man mittels der Lösung von einem Teile Pottasche in 20 Teilen Wasser, die durch Kochen mit Kalialauge gemacht worden ist. Man nimmt einen Teil dieser Flüssigkeit, vermischt mit 5 Teilen Wasser, taucht den Knochen zwei bis drei Stunden darin, wiederholt das Kochen, diesmal in reinem Wasser, fällt den Knochen allmählich ab und trocknet ihn im Schatten. Je feiner diese Knochen zu allerhand Schmirgeln u. dgl. verarbeitet werden, desto schöner werden sie und desto mehr gleichen sie dem Eisenblech. Vergilbte Knochen werden wie Eisenblech wieder weiß gemacht, nämlich indem man sie befeuchtet und unter einer Glasglocke dem direkten Sonnenlicht aussetzt oder, wenn sie sehr vergilbt sind, mit fein geschlämmtem Bimsstein abreibt, in Wasser reinigt und dann erst unter der Glasglocke bleicht. Das Knochenöl wird als Nebenprodukt gewonnen, wenn man durch Glühen der Knochen bei Luftabfluß (in geschlossenen Gefäßen) Knochenkohle, das sogenannte Beinischwarz, darstellt. Für Ihre vermutlichen Zwecke dürfte es Ihnen interessant sein, zu erfahren, daß eine eisenblechartige Steinmasse bereitet werden kann aus Gips, den man, in Formen gepreßt, 24 Stunden auf 120 bis 130 Grad Celsius erwärmt, einen Augenblick in Wasser von 40 Grad Celsius taucht und dies alle 10 bis 15 Minuten wiederholt, bis sich der Gips vollständig mit Wasser getränkt hat. Nachdem er vollständig ausgetrocknet und mit Öl oder Firnis getränkt worden, wodurch sie an der Oberfläche durchscheinend werden.

Görlik. S. R. Als Mittel gegen den Bandwurm wird eine Abkochung der Farenkrautwurzel oder der möglichst frischen Granatwurzelrinde empfohlen. Auch Koussoblu me, die Blüten der in Abyssinien wachsenden Brayera anthelmintica, werden mit Erfolg angewandt. Ueber das Röhre der Praxis bei der Bandwurmbekämpfung erkundigen Sie sich bei Leuten, die die Prozedur bereits einmal durchgeführt haben oder, was immer am besten ist, Sie vertrauen sich einem verständigen Arzte an.

Sprechsal für jedermann.

Heinrich Gasmann aus Duderstadt, welcher im Jahre 1858 nach Amerika ausgewandert ist, hat von jener Zeit an nichts mehr von sich hören lassen. Er und alle diejenigen, welche von seinem Verbleib etwas wissen, werden gebeten, die bezüglichen Mitteilungen an seinen unterzeichneten Bruder gelangen zu lassen.

Karl Gasmann, Strandweg 15½, Dortmund.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Universitätsleben und Universitätsfreunde. Eine Erinnerung von J. D. H. Temme (Fortsetzung). — Wie die Aufräcker mit ihren Toten umgehen, von Dr. Max Vogler. — Die ungarische Adelschenschaft. Kulturgeschichtliche Skizze von C. Lübeck. — Der Hexenmeister (mit Illustration). — Kunterbunte Reminiscenzen: Das Wartburg-Autodafé. Ein eigenartiges Völkchen. Römische Fremdenführer. Naiv. Ende einer Schönheit. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Ein sinker Schneider. Die Leichenfeier einer indischen Königin. Archäologische Funde. Eigentümliche Benützung von Postbristkästen in Rußland. — Redaktionskorrespondenz. — Sprechsal für jedermann.